

## Jenny Erpenbeck: Gehen, ging, gegangen

### Literaturklub Sindelfingen am 19. Dezember 2016

Jenny Erpenbeck ist 1967 in Ostberlin geboren. Sie arbeitet zunächst beim Theater, auch als Regisseurin. Dann fängt sie an zu schreiben. Ihr erster Text, *Das dicke Kind*, zeichnet in einer holzschnittartigen Sprache das Bild eines elternlosen dicken und dummen Mädchens, das in ein Heim kommt, sich dort willig anpasst, dann aber krank wird und schließlich jenen Reifungsprozess nachholt, den es lange verweigert hat. Manche lesen diese Geschichte als Parabel über die DDR. Im vorletzten Roman, *Aller Tage Abend*, wird das Leben eines Wiener Mädchens in mehreren Varianten durchgespielt. *Gehen, ging, gegangen* ist Erpenbecks erster Roman mit Gegenwartsbezug.

Am Anfang, in **Kapitel 1**, erfahren wir, dass der Literaturwissenschaftler Richard mit Ablauf des Monats August (2013) pensioniert worden ist. Nun muss er sich überlegen, was er mit der ihm bleibenden Lebenszeit anfangen soll.

**T 1** *Vielleicht liegen noch viele Jahre vor ihm, vielleicht noch ein paar. [...] Er hat jetzt einfach nur Zeit, um zu reisen, sagt man, Zeit, um Bücher zu lesen. Proust. Dostojewski. Zeit, um Musik zu hören. Er weiß nicht, wie lange es dauern wird, bis er sich daran gewöhnt hat, Zeit zu haben. (9)<sup>1</sup>*

Rentner sind gerne auf Reisen. Sie haben viel Zeit für Kultur und für Lektüre. Auch Richard könnte lesen, Proust zum Beispiel, die sieben Bände über die *Suche nach der verlorenen Zeit*. Er könnte das Leben in seinem schönen Haus am See genießen. Doch das zweimalige *vielleicht* signalisiert Unsicherheit, stellt das Klischee vom unbeschwerten Ruhestand in Frage. Unbekannt ist die Dauer des Lebensrestes. Gewiss ist nur, dass dem Ruhestand die ewige Ruhe folgt. Der Roman enthält viele Todesbilder. Schon auf der ersten Seite lassen Maulwurfshügel in Richards Garten an Grabhügel denken. Der See *liegt still da*. Später erfahren wir, warum: Anfang Juni ist ein Mensch darin ertrunken.

Im **2. Kapitel** wechselt der Schauplatz ins Zentrum von Berlin. Vor dem Roten Rathaus, am Alexanderplatz, lagern zehn Männer schwarzer Hautfarbe.

**T 2** *Wer seid ihr, werden sie von der Polizei und von Beamten des Senats, die hinzugeholt werden, gefragt. Wir sagen es nicht, sagen die Männer. Das müsst ihr aber sagen, sagen die andern, sonst wissen wir nicht, ob ihr unter unser Gesetz fallt und hier bleiben und arbeiten dürft. Wir sagen nicht, wer wir sind, sagen die Männer. Würdet ihr denn, wenn ihr an unserer Stelle wärt, einen Gast aufnehmen, den ihr nicht kennt, sagen die andern. Die Männer schweigen. Wir müssen prüfen, ob ihr wirklich in Not seid, sagen die anderen. Die Männer schweigen. Vielleicht, sagen die andern, seid ihr Verbrecher, das müssen wir prüfen. Die Männer schweigen. Oder einfach Schmarotzer. Die Männer schweigen. (18)*

Vorangestellt ist dem Buch ein Zitat Martin Luther Kings. Es handelt vom Schweigen unserer Freunde (*silence of our friends*). Freunde müssen sich nicht ausweisen. Die schwarzen Männer müssen es. Sie sind also keine Freunde.

<sup>1</sup> Jenny Erpenbeck: GEHEN, GING, GEGANGEN. Verlag Knaus, München. 8. Auflage, 2015.

In *Gehen, ging gegangen* handelt von dem Ruheständler **Richard**, der sich **Ge-danken** macht über den **Sinn** seines Lebens, über **Zeit** und **Tod**. Darauf weist schon der Titel hin. Die Verbformen (Infinitiv, Präteritum, Partizip 2) sind auch Zeitformen. Sie umfassen Gegenwart und Vergangenheit. Richard betätigt sich als **Flüchtlingshelfer**. Er fragt sich: Was sind das für Menschen? Wo kommen sie her? Wie leben sie, wie denken sie? Und er setzt sich mit den **Reaktionen** auf die Fremden auseinander, die des Staates, der **Bürokratie**, der **Gesellschaft**.

Richard kennt sich als Altphilologe in der abendländischen Literatur und Mythologie aus. Er wurde in der DDR sozialisiert, ist Atheist. Seine Frau **Christel** war alkoholkrank. Sie starb vor fünf Jahren. Die Ehe blieb kinderlos. Die Freundin hat ihn verlassen. Er müsste nun den Inhalt der Umzugskartons in den Haushalt integrieren. Platz dafür hat er; das Haus am Rande der Stadt ist groß.

Richard und Christel waren Flüchtlingskinder. Christel wurde von deutschen Tief-fliegern in die Beine geschossen, als sie vor russischen Panzern floh. Richard war bei der Übersiedlung von Schlesien nach Westen ein Säugling *und wäre im Tumult der Abreise beinahe von seiner Mutter getrennt worden, hätte ihn nicht auf dem überfüllten Bahnsteig ein russischer Soldat seiner Mutter über die Köpfe vieler anderer Aussiedler hinweg noch ins Zugabteil gereicht.* (25) Hier klingt – vorausweisend – an, was auch Richard sein wird: ein helfender Fremder.

Seine **Annäherung an die Flüchtlinge** geschieht langsam. Obwohl er am Alexanderplatz vorbeikommt, nimmt er die Demonstranten dort nicht wahr. Dabei steht auf einem ihrer Plakate, sie wollten *visible* werden, *sichtbar*. Erst später, durch die Abendnachrichten medial vermittelt, wird er auf sie aufmerksam. Ein paar Tage später sind die Männer verschwunden. Vor dem Roten Rathaus durften sie nicht länger kampieren. Richards Interesse ist geweckt. Er nimmt an einer Versammlung zur Lage der Flüchtlinge teil. Wie sie weigert er sich, seinen Namen zu nennen. Als Nächstes besucht er die Zeltstadt am Oranienplatz. Dort gibt es vier Toiletten für *476<sup>2</sup>* Personen, *mit Wartelisten für die Duschen in einem Gebäude der Diakonie. Mit Rattennestern unter den Zelten.* (224)<sup>3</sup> Richard beobachtet das Geschehen von ferne. Ihm kommt in den Sinn, dass hier einst hugenottische Flüchtlinge gewohnt haben. (44) Erst jetzt wird ihm klar, was er eigentlich will: mit den geflüchteten Menschen sprechen, denn sie müssten am besten wissen, *was Zeit eigentlich ist*, weil sie *aus ihr hinausgefallen sind* (51). Die Gespräche bereitet er gründlich vor. Er liest Bücher zur Kolonialgeschichte, taucht ein in die Mythologie Afrikas und beginnt zu verstehen, was es mit *Dublin II* auf sich hat. Dann erstellt er einen Katalog von 28 Fragen. Er will Näheres über die Lebensumstände der Menschen erfahren, sich informieren über ihre Sprache, Religion, Familie, Schulbildung, Beruf, ihre Fluchtgründe und Ziele. Doch bald zeigt sich: Dieser Ansatz ist zu theoretisch. Die Männer wollen erzählen.

---

<sup>2</sup> Laut Tagesspiegel waren es 576.

<sup>3</sup> Das Lager bestand seit Oktober 2012, im April 2014 wurde es aufgelöst, im Roman schon im September 2013. Die Bewohner verteilte man auf Heime in der Stadt.

In den folgenden Tagen besucht Richard eines der Heime, in dem die Menschen vom Oranienplatz untergekommen sind, ein ehemaliges Altersheim. Er gibt sich als Wissenschaftler aus, der an einem Forschungsprojekt über Flüchtlinge arbeitet. Man lässt ihn mit den Männern reden. Anfangs sind sie für ihn ununterscheidbare Namenlose. Durch die Gespräche lernt er sie allmählich als Einzelne kennen; sie werden *visible*. Er erfährt ihre Namen oder gibt ihnen welche. Raschid, den Sprecher der Geflohenen, nennt er den *Blitzeschleuderer*, nach dem germanischen Gott Donar. Raschid hat eine gefährliche Flucht über das Mittelmeer hinter sich, bei der Hunderte Mitreisende ertrunken sind.

Einen anderen nennt er Apoll. Der lernt fleißig Deutsch, paukt die Stammformen der unregelmäßigen Verben, *gehen, ging, gegangen*. Apoll ist ein Tuareg, Grund genug für Richard, sich mit der Geschichte dieses Nomadenvolks zu beschäftigen. Bei Herodot wird er fündig. Der erzählt vom Leben der Garamanten, den Vorfahren der Tuareg. Deren Männer verdanken die Griechen die Kunst, einen Streitwagen zu lenken, ihren Frauen die Poesie. Zitiert wird ein Gedicht, in dem es heißt: *Der Tod ist größer als die Zeit* (175). Die Garamanten sind vor über 3000 Jahren in Nordafrika eingewandert. Das hieß schon damals Libyen und umfasste auch den Bereich des heutigen Algerien und Tunesien. Für die Griechen war Libyen das *Gebiet vor dem Ende der Welt* (176). **Medusa** war ursprünglich ein libysches Bauernmädchen und eine kriegerische Amazone. Athene hat sie zur Strafe für ein Stelldichein mit Poseidon in ein Ungeheuer verwandelt. Auch so kann man das kulturell Fremde abwehren. Die Frauen der Tuareg sind seit je unverschleiert. Sie besitzen das Vieh, bestimmen die Erbfolge und wählen sich die Männer. Die wiederum sind verschleiert. Vor seiner Flucht ist Apoll wie einst seine Vorfahren in der Wüste umhergezogen, behindert durch die von der Kolonialmacht Frankreich in den 1960er Jahren mit dem Lineal gezogenen Grenzen. Sie zerschneiden die alten Siedlungs- und Weidegebiete der Tuareg. Aus den Grenzverletzungen entstehen schwerwiegende Konflikte.

Richard spricht mit Awad aus Ghana. Der erzählt ihm von seinem Vater, mit dem er als Kind nach Libyen gezogen ist. Der Vater fand in Tripoli Arbeit als Fahrer einer Ölkompagnie. Dann brach der Krieg aus.

**T 3** *Ein Freund meines Vaters hat mich angerufen. Sie waren bei uns in der Firma!, hat er geschrien. Und: Dein Vater! Mehr nicht. Ich habe gesagt, ich verstehe nicht, was er meint. Da hat er wieder geschrien, [...] hat mich angeschrien und gesagt, ich solle so schnell wie möglich nach Haus laufen und die Tür gut versperren. Dann war die Verbindung plötzlich weg. Ich rannte los. Aber als ich zu Hause ankam, war die Eingangstür schon aus den Angeln gerissen, die Fenster waren zersplittert. Drinnen war alles verwüstet, der Flur, die Zimmer, die Küche [...] So war das Ende. (77)*

Ein LKW bringt Awad in ein Lager. Dort nimmt man den Menschen allen Besitz ab, *Geld, Uhren, Telefone* (78). Ob es Gaddafis Leute sind oder Aufständische lässt sich nicht feststellen. *Es gab jedenfalls niemanden, der auf unserer Seite stand. Dabei bin ich in Libyen aufgewachsen. Libyen war mein Heimatland. (79)*

Man setzt sie in Boote und droht sie zu erschießen, falls sie umkehren. Nach vier Tagen kommt das Boot in Italien an. Dort sind die aus Libyen Vertriebenen Fremde. Awads Fazit: *Wenn man ein Fremder wird, [...] hat man keine Wahl mehr. Man weiß nicht, wohin. Man weiß nichts mehr. Ich kann mich selbst nicht mehr sehen, das Kind, das ich war. Ich habe kein Bild mehr von mir.* (80). Mit dem Vater und der Heimat hat Awad auch sich selbst verloren. Wer zum Fremden wird, dem kommt die Identität abhanden. Meist sind es Kriege, die diesen Verlust bewirken. Richard erinnert sich an ein altes Kinderlied aus dem 17. Jahrhundert: *Maikäfer flieg! / Der Vater ist im Krieg, / die Mutter ist in Pommerland, / Pommerland ist abgebrannt, / Maikäfer flieg!* (82). Er denkt an Iphigenie, die *Emigrantin auf Tauris* (82), und an Gottfried von Straßburgs Epos *Tristan*. Awad tauft er für sich um in Tristan, den Traurigen, den Elternlosen.

Es ist hier nicht möglich, auf alle Personen im Buch einzugehen. Die Autorin will ihnen gerecht werden. Daher werden ihre Namen häufig erwähnt<sup>4</sup> und durch ein Attribut kenntlich gemacht. Der junge Osarobo, den Richard besonders mag, ist *der Klavierspieler*. Der Dünne hat im Roman zunächst keinen Namen, sein Charakteristikum ist ein Besen. Das erinnert an Homers Methode, Götter und Helden mit schmückenden Beiwörtern zu versehen. Es gibt auch Szenen im Roman, wo die Personen in Gruppen auftauchen. Als Beispiel diene jene, wo sich die Heimbewohner zum Deutschkurs aufmachen:

**T 4** *[Hermes] trägt eine Brille mit sehr dicken Gläsern und hat seine Haare eng am Kopf in glänzende Zöpfe geflochten. [...] Apoll hat seine Augen mit schwarzem Kohlestift umrandet und ein Tuch so um den Kopf gebunden, dass seine Haare nach oben stehen. Raschid erscheint mit einem T-Shirt, auf dem ein Leopard aufgedruckt ist. [...] Es erscheint Tristan, an den Füßen das gute Paar Schuhe, das ihm, wie Richard jetzt weiß, einmal ein freundlicher Deutscher gekauft hat. [...] Es erscheint Osarobo, zum ersten Mal sieht Richard ihn frisch rasiert, er trägt viele verschieden lange Perlenketten um den Hals und Hosen mit riesigen Taschen.* (189f)

Bald werden die Männer nach Spandau verlegt. Dort sind die Lebensbedingungen zwar besser, aber auch Spandau ist nur eine Zwischenstation. Richard besucht sie regelmäßig. Sie empfangen ihn gastfreundlich, setzen ihm afrikanisches Essen vor. Er erfährt, dass manche einen Job bekommen haben. *Unentgeltlich harken sie Laub in den Parkanlagen Berlins, putzen in Kindergärten und Schulen, waschen Teller in einem Wohngebietsclub. Wir sind froh, wenn wir etwas zu tun haben, sagt Raschid.* (205) Am Vorabend des Totensonntags ist der Tanzclub geschlossen. Das ruft bei den Afrikanern die Erinnerung an die im Mittelmeer Ertrunkenen wach. Das Thema Tod zieht sich durch den Roman.

**T 5** *Den Unterschied zwischen den Flüchtlingen, die heutzutage auf dem Meer irgendwo zwischen Afrika und Europa ertrinken, und denen, die nicht ertrinken, macht allein der Zufall. In diesem Sinne ist auch jeder von den afrikanischen Flüchtlingen hier, denkt Richard, ein Lebendiger und ein Toter.* (208f)

<sup>4</sup> Rufu z. B., von dem noch die Rede sein wird, taucht 82 Mal auf.

Der eine Fliehende überlebt, der andere geht unter, wie es der Zufall eben fñgt. Richard ist dankbar, dass es ein Grab gibt, wo seine Vorfahren ruhen. Die Afrikaner verschwinden spurlos in den Fluten des Mittelmeers.

Inzwischen hat die Ausländerbehörde begonnen, die rechtliche Situation der Männer zu prüfen. Sie schreibt Briefe, in denen sie zum *Interview* lädt. Das hat Folgen. Richard wollte mit Osarobo, dem Klavierspieler, zum Weihnachtsoratorium in den Dom gehen. Aber Osarobo ist verschwunden, in Italien, *seine Papiere erneuern*. (216) Das kostet ihn 680 € (unter anderem 200 € für das Wohnen bei einem Italiener, dessen Adresse er für den Empfang des erneuerten „Permesso“, braucht). Woher kommt das Geld? Vom Staat. Die Flüchtlinge sind sparsam.

**T 6** *Keiner der Männer trinkt hier je Alkohol. Keiner raucht. Keiner von ihnen hat eine eigene Wohnung oder auch nur ein Bett, die Kleidung stammt aus der Kleidersammlung, es gibt kein Auto, keine Stereoanlage, keine Mitgliedschaft in einem Sportclub, keinen Ausflug, keine Reise. Es gibt keine Frau und keine Kinder [...] Tatsächlich ist das einzige, was jeder von den Flüchtlingen besitzt, ein Handy [...] Broke the memory, hat Tristan gesagt, als er Richard davon erzählt hat, wie die Soldaten die Speicherkarten der Mobiltelefone aller Gefangenen zerbrochen haben, damals in Libyen.* (219)

Entgegen der Annahme vieler ist das Handy für Menschen auf der Flucht kein Luxusartikel, sondern ein Teil ihrer Identität. Wird die Speicherkarte zerbrochen, geht auch die Erinnerung zu Bruch. Ein wichtiger Teil des früheren Lebens wird vernichtet, Verbindungen zur Vergangenheit werden gekappt. Das wissen die libyschen Sieger, das weiß auch die deutsche Bürokratie. Als Anfang Januar die von der Abschiebung Bedrohten ein Haus besetzen, dreht die Behörde den Strom ab, um das Aufladen der Handys zu verhindern.

Richard merkt, wie er sich verändert, in seiner Haltung und in seinem Verhalten. Zunächst war er ein distanzierter Forscher, der verstehen wollte, was geschah. Jetzt verbringt er immer mehr Zeit mit den Flüchtlingen, dringt immer tiefer ein in ihre Geschichten, ergreift Partei, wird zum *Almosengeber* (217). Dem Dünnen mit dem Besen, der inzwischen einen Namen hat, Karon, kauft er ein Grundstück in Ghana, damit seine Familie überleben kann. Der Grundstückskauf ist binnen weniger Stunden erledigt. Richard vergleicht das mit dem Erwerb seines eigenen Hauses nach der Wende. Der Kauf hatte sich monatelang hingezogen.

Die afrikanische Kultur steht in deutlichem Kontrast zur deutschen. Es gibt große Unterschiede, nicht nur im formalen Recht, auch in der Lebensführung, im Essen und Trinken, in der Körperpflege. Wichtig ist den Afrikanern die Solidarität innerhalb der Familie, dass die Väter bzw. Ältesten ihre Verantwortung wahrnehmen. Daher schicken manche einen Teil der Unterstützung, die sie jeden Monat bekommen, nach Hause. Bei den Deutschen spielt das Reisen eine wichtige Rolle. So waren Monika und Jörg, zwei Bekannte Richards, in der Vorweihnachtszeit in Florenz. Nach der Heimkehr erzählen sie von ihren Eindrücken, vom Essen. Im Restaurant habe es *vierzig verschiedenen Sorten Büffelmilchmozzarella* gegeben. Ganze Straßenzüge seien mit Lichterketten geschmückt gewesen:

**T 7** *Da wird einem vom Ansehen richtig schwindlig! [...] Allerdings, sagen sie: so viele Afrikaner. Überall. Nach Arezzo, sagen sie, haben wir ein Mietauto genommen [...] Aber wisst ihr, in der Mitte von Nirgendwo stehen da schwarze Frauen, Afrikanerinnen!, am Straßenrand und bieten sich an. Mitten in der Landschaft, wo nie jemand vorbeifährt. In Stiefeln und so kurzen Jacken. Stehen da in der Kälte, im Schnee, und viele! Das war irgendwie unheimlich. (243)*

Die Fremden aus Afrika sind unbegreiflich und sie stören das Gewohnte. Richard könnte von seinem absurden Weihnachtsfest mit Raschid erzählen: *der atheistische Richard, der eine evangelische Mutter gehabt hat, mit seinem, muslimischen Gast vor dem illuminierten, heidnischen Weihnachtsbaum* (234). Er liest Kommentare in den Online-Foren: *Drogenhändler sind das doch alle, afrikanische Mafia* (226), *Kriminelle, Rechtsbrecher* (227), spürt in den Sätzen seiner Bekannten die Vorbehalte, begreift die deutschen Asylgesetze als eine Methode, die fremden Menschen loszuwerden, durchschaut das Interesse internationaler Konzerne an den Bodenschätzen Afrikas. Je tiefer Richard in die Zusammenhänge eindringt, desto größer wird die Entfremdung gegenüber der Staatsgewalt.

Silvester: Es knallen die Sektkorken, Raketen werden abgeschossen, Wunderkerzen geschwenkt. Richard *fragt sich, was das eigentlich ist: so ein Jahresanfang* (256). *Je älter er wurde, desto dankbarer war er dafür, dass es ihm [nicht] gegeben war zu wissen, was sein wird.* (256) Am 8 Januar *treffen im Spandauer Heim und auch im Friedrichshain und im Wedding die Listen mit den ersten 108 Namen ein, die am Freitagmorgen, dem 10., ihr bisheriges Heim verlassen sollen* (256f). 40 Schwebewaffnete stehen bereit, um 12 afrikanische Flüchtlinge wegzubringen. Die Leute schreiben auch diese Ausgaben den Flüchtlingen zu.

Überhaupt die Kosten. Die schwarzen Männer belasten das Gesundheitssystem, sofern der deutsche Staat für sie zuständig ist. Das ist er nicht immer. Wie kompliziert die bürokratischen Zusammenhänge sind, zeigt das Beispiel Rufu. Als Richard ihn zum ersten Mal sieht, muss er an den schwarzen Mond der Wismarer Madonna denken. Daher nennt er ihn den *Mond von Wismar*. Rufu hilft Richard mit 10 € aus der Klemme, als er im Supermarkt nicht zahlen kann, weil er seinen Geldbeutel vergessen hat. Rufu kann Italienisch. Richard lädt ihn zu sich ein und lässt ihn in seiner italienischen Dante-Ausgabe lesen. Der *Mond von Wismar* ist ein einsamer Mensch, er hat keine Freunde. Oft ist er krank. Weihnachten verbringt er in der geschlossenen Abteilung eines Krankenhauses. Man gibt ihm ein Psychopharmakon mit vielen Nebenwirkungen. Dann entdeckt ein Psychiater ein großes Loch im Zahn. Das war die Ursache der Qualen. Wer ist für die Bezahlung der Behandlung zuständig? Eigentlich Italien. Aber:

**T 8** *Rufu hat keine italienische Krankenkassenkarte, denn sein permesso ist abgelaufen, und um zur Erneuerung nach Italien zu fahren [wie Osarobo], war er schon seit längerem zu krank. Rufu hat auch keine deutsche Krankenkassenkarte, denn er darf in Deutschland kein Asylbewerber sein. Für eine Behandlung akuter Schmerzen könnte das Sozialamt einen Antrag bewilligen, aber dazu müsste der Patient erst einmal einen Antrag stellen und nachweisen, dass ihm etwas wehtut. (290)*

Richard erklärt sich bereit, die Kosten zu übernehmen, doch das ist nicht nötig. Sein Zahnarzt behandelt den Mann kostenlos. Die Behörde hat inzwischen alle Einzelfälle geprüft. Weil keiner vom Oranienplatz einen Asylantrag gestellt hat, weil sie alle über Italien gekommen sind, ist – in korrekter Auslegung von *Dublin II* – Italien für sie zuständig. Die Konsequenz: Abschiebung

**T 9** *Ali aus dem Tschad, der bei Annes Mutter als Pfleger gearbeitet hat, muss gehen. [...] Hermes, der mit den goldenen Schuhen, muss gehen [...] Und auch Rufu, mit seiner Plombe im Zahn. Gehen muss Apoll, der in der Wüste von Niger zu Haus ist, in der Gegend, wo Frankreich nach Uran schürft. Gehen muss Tristan. Gehen muss auch der lange Ithemba, der so gut kocht. Als man ihn auffordert, sein Zimmer zu verlassen, schneidet er sich vor den Augen der Beamten die Pulsadern auf und wird in die Psychiatrie abtransportiert. Gehen muss auch Raschid. An dem Montag, an dem er den Brief erhält, übergießt er sich auf dem Oranienplatz mit Benzin und will sich verbrennen. (327)*

Nur in zwölf von 476 *Fällen* wird eine vorläufige *Duldung* ausgesprochen (331). Im Buch folgen nun zwei fast leere Seiten, die jeweils nur den einen Satz enthalten: *Wohin geht ein Mensch, wenn er nicht weiß, wo er hingehen soll?* (328f)

Und dann verändert sich die Welt zum Guten, wenigstens im Roman. Zeichen und Wunder geschehen. Von den 476 Flüchtlingen vom Oranienplatz finden 147 eine Unterkunft bzw. einen Schlafplatz, 113 in kirchlichen und sozialen Einrichtungen. Für 34 sorgt Richard. Er erhält (nach 23 Anrufen) die Genehmigung, sein Haus als Flüchtlingsunterkunft zu betreiben. Auch einige seiner Bekannten sind bereit Menschen aufzunehmen. Was mit den übrigen 329 geschieht, bleibt unbekannt. Wurden sie abgeschoben, sind sie untergetaucht?

Trotz der Abschiebungsverfügung behält der Berliner Senat den Sprachkurs bei:

**T 10** [Aber] *Nun machen sich nur noch wenige von ihnen aus dem jeweiligen Matratzenquartier zweimal pro Woche auf den Weg zur Sprachschule und lernen erneut: Gehen, ging, gegangen. – Rufu sitzt an Richards Biedermeiersekretär vor seinem aufgeschlagenen Heft und sagt: Ich gehen. – Richard schaut ihm über die Schulter und korrigiert: Das heißt: Ich gehe. – Rufu: Ich gehen. – Richard: Nein, ich gehe! – Rufu: Ich will die deutschen Verben zerbrechen. – Zerbrechen, sagt Richard, ist aber ein sehr schönes Verb. (336)*

Was ist so schön am Verb „zerbrechen“? Es impliziert gewaltsame Veränderung. Steht das Zerbrechen der Verben für die Veränderung der Gesellschaft?

Inzwischen sind die Tage wieder heller und wärmer. Seit dem Beginn der Geschichte im Sommer 2013 ist rund ein Dreivierteljahr vergangen. Richards Geburtstag naht. Den hat er seit dem Tod seiner Frau nicht mehr begangen. Nun sieht er offenbar wieder einen Anlass zum Feiern. Er lädt seine alten Bekannten und seine neuen Flüchtlingsfreunde ein, bereitet einen Kartoffelsalat und dekoriert den Garten am See. Auf dem See lastet zwar seit dem letzten Sommer der Makel, dass ein Toter in ihm liegt, aber dennoch ist er schön. Es wird der Tag kommen, denkt Richard, an dem man wieder in ihm schwimmen wird und *glücklich sein, das Wasser zu sehen* (340). Wie ist es zu diesem Sinneswandel ge-

kommen? Kann er mit den schlimmen Erinnerungen besser umgehen oder sie gar vergessen? Hat die Zeit alle Wunden geheilt? Mir ist nicht ganz klar geworden, woher Richards plötzlicher Optimismus rührt. Jedenfalls ist es ihm nun möglich, den Tod (Christel, der Ertrunkene) und das Leben in Einklang zu bringen. Bei einem Gespräch mit Raschid hat der über sein Erinnern Folgendes gesagt:

**T 11** [...] *nicht einmal die Erinnerung an das schöne Leben mit seiner Familie sei ihm ein Trost, weil diese Erinnerung nur mit dem Schmerz über den Verlust verbunden sei. Am liebsten würde er die Erinnerung von sich abschneiden. Cut. Cut. Ein Leben, in dem eine leere Gegenwart besetzt ist von einer Erinnerung, die man nicht aushält, und dessen Zukunft sich nicht zeigen will, muss sehr anstrengend sein, denkt Richard, denn da ist, wenn man so will, nirgends ein Ufer.* (340f)

Im Wasser geht man unter, wenn es kein rettendes Ufer gibt. Wessen Gegenwart „leer“ ist, wer keine Lebensperspektive hat, wer kein Licht am Horizont sieht, dem geht auch das verloren, was er an Schönerm erlebt hat. Die Männer vom Oranienplatz haben keine Zukunft, bislang wenigstens, daher halten sie weder gute noch schlimme Erinnerungen aus. Richard scheint ein rettendes *Ufer* im Blick zu haben. Worin besteht seine neue Perspektive, sein Lebenssinn? Im Helfen? Im Beistand für die Geflohenen?

Die Geburtstagsfeier wirkt auf den ersten Blick heiter. Die Schwarzen und die Weißen ergehen sich im Smalltalk; man isst und trinkt, macht ein Gruppenfoto. Raschid hält eine Laterne in der Hand; er *beleuchtet damit die schwarzen und weißen Gesichter rings um ihn her und fühlt sich ganz wie zu Hause im fernen Kaduna*. (342) Doch der Schein der Laterne trügt. Richard sieht, dass Sylvia fehlt. Von Detlef erfährt er, dass man sie nach einer Untersuchung gleich *dabehalten* habe (343), es sehe nicht gut aus.

**T 12** *Und obwohl er das ganz leise gesagt hat und auf Deutsch, tritt plötzlich Stille ein, als wüsste jeder, dass da eben einer der ganz schweren Sätze im Leben eines Menschen gesagt worden ist. – Um Gottes willen, sagt Richard. – Was ist denn?, fragt Raschid. Seine Frau ist sehr krank, sagt Richard. I'm very sorry for you, sagt Raschid zu Detlef. – Danke, sagt Detlef und stochert im Feuer.* (343)

Menschen kommen zusammen, nehmen Anteil aneinander, teilen ihr Leid. Eine kleine Utopie am Ende des Romans. Dass Richard hier den Namen *Gottes* in den Mund nimmt, hat wahrscheinlich nichts zu bedeuten.

Noch eine andere Geschichte lastet auf dem Geschehen und belastet Richard. Osarobo, den er gastfreundlich bei sich aufgenommen hat, dem er das Klavierspiel beibringen will, dem er zu Weihnachten ein Keyboard schenkte, dieser Osarobo ist vielleicht ein Dieb. Nur er hat gewusst, dass Richard für einen Tag in Frankfurt sein würde, um einen Vortrag zu halten. Als er am Abend zurückkommt, findet er das Haus verwüstet, gezeichnet von den Spuren eines Einbruchs. Wertvoller Schmuck seiner Frau fehlt. War es der Klavierspieler? Der Gedanke tut weh. Richard will Klarheit, aber er bekommt sie nicht. Osarobo ist plötzlich verschwunden, er reagiert nur hinhaltend auf Anrufe, vermeidet jede weitere Begeg-



nung mit Richard. Ist das ein Schuldeingeständnis? Es bleibt offen, ob der Verdacht berechtigt ist. Für Richard ist es eine Erfahrung, die schmerzt.

Beim Geburtstagsfest redet man auch über die Liebe. Die schwarzen Flüchtlinge haben kaum eine Chance, ernsthafte Beziehungen einzugehen. Ithemba sagt es so: *Nobody loves a refugee.* (345) Apoll vertritt das klassische Familienmodell: *Erst muss ich Arbeit haben, dann eine Wohnung, dann kann ich heiraten und dann Kinder bekommen.* (345) Das macht es auch nicht einfacher. Raschid erinnert daran, dass in Nigeria die Mütter ihrem Sohn die Frau aussuchen. *Sie wissen, welche eine gute Frau ist.* (346) Auch dieses Modell wäre hierzulande nicht tragfähig: kulturelle Unterschiede auch in dieser Frage.

Bei der Gelegenheit kommt die Rede auf Richards verstorbene Frau Christel. Warum hat sie getrunken, wird er gefragt, *wahrscheinlich, weil sie unglücklich war*, antwortet er. Aber warum war sie unglücklich? Weil sie ein Kind abtreiben musste, das Richard nicht wollte? Noch nicht wollte, wie er beteuert. Als sie nach der Abtreibung in der S-Bahn blutete, war ihm das peinlich.

**T 13** *Damals, glaube ich, sagt Richard, ist mir klargeworden, dass das, was ich aushalte, nur die Oberfläche von all dem ist, was ich nicht aushalte. – So wie auf dem Meer?, fragt Khalil. – Ja, im Prinzip genauso wie auf dem Meer.* (348)

Mit diesen etwas rätselhaften Sätzen endet der Roman. Wies sollen wir sie verstehen? Vielleicht so: Manches, was uns im Leben begegnet, ist im Grunde nicht auszuhalten. Was wir an Schlimmem zu ertragen meinen, sei es im Privaten oder im Öffentlichen, ist nur die Außenseite, der bloße Anschein. Das Wesentliche aber, der Kern der Probleme, ist unerträglich.

*Gehen, ging, gegangen* ist ein Flüchtlingsroman, aber nicht nur. Er spannt den Bogen vom August 2013 bis in den Frühsommer 2014, spielt also ein Jahr vor dem Flüchtlingsjahr 2015. Die Autorin erzählt uns aufwendig recherchierte Geschichten geflohener Afrikaner. Sie will sichtbar machen, was sich an Grauenhaftem auf dieser Welt und in Deutschland abspielt. Die einzige Hauptperson, Richard, wandelt sich im Lauf der Geschichte vom ratlosen Ruheständler zum „Gutmenschen“. Er repräsentiert einen bestimmten Typ der deutschen Gesellschaft. Richard will den Gebrochenen, Entwurzelten, Verzweifelten helfen. Er scheut keine Kosten, er entzieht sich auch nicht dem mühsamen Kampf mit der Bürokratie, er lässt sich von Rückschlägen (vgl. Osarobos mutmaßlichen Diebstahl oder den Widerstand der Bürokratie) nicht beirren. Richard ist selbst ein Mensch mit unverheilten Wunden. Beruflich war er erfolgreich, aber er musste harte persönliche Verluste aushalten. Warum wurde seine Frau zur Trinkerin, Warum hat ihn die Freundin verlassen? Warum wird nichts aus der Beziehung mit der schönen Sprachlehrerin? Darauf gibt das Buch keine klaren Antworten. Es verrät uns auch nicht, was aus den Menschen vom Oranienplatz letztendlich geworden ist. Wir können es uns allerdings denken.

Roland Häcker, Sindelfingen, Dezember 2016.  
Internet: <http://literaturklub-sindelfingen.de>